Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 32 (1942)
Heft: 23

Artikel: Das harte Gesetz des Lebens [Fortsetzung]
Autor: Hämmerli, Walter
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-641648

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Das harte Gesetz des Lebens

Aus der Geschichte eines alten Bauerngeschlechtes

Emmentaler-Roman von Walter Hämmerli

3. Fortsetzung

Von nun an hielten sie sich von einander wie nach stiller Abmachung fern. Mädeli schlief, ohne weiter ein Wort zu sagen, auf einem prächtigen „Fuhlbett" in der hintern Stube. Kein Dienstbote betrat weder diese, noch das Schlafgemach. So konnte vor dem Gesinde die Täuschung gewahrt bleiben, als seien Kobi und Mädeli wirklich Mann und Frau. Der Stolz der Ahnen schien auch Kobin zu lenken. Nur keine Schande vor dem niedern Volk! Er spielte seine Rolle recht gut. Wenn aber abends das Elend über ihn kam, dann griff er wieder zur feingeschliffenen Flasche, und so sank er sozusagen jeden Abend mit dem seinem seelischen Zustand notwendigen Schwergewicht ins Bett. Im Hause nahm Mädeli die Zügel straff in die Hand. Allerlei Schlendrian, der sich unter der Leitung des Hächler-Aenneli bei den Jungfern eingeschlichen hatte, wurde mit klarer Festigkeit abgestellt. Und als der Tübeler Schnaps-Joggi, Schinter Peter, Gyger Ferdi, Brönzhüsli-Fritz und andere auf der Reutenen „z'dorfen" kommen wollten, gab es deutlichen Bescheid: hier wird kein Schnaps ausgeschenkt. Wer hungrig ist, bekommt seine Suppe und ein Stück Brot. Basta! Dieses bestimmte Wörtlein war Mädeli von seiner Mutter als Erbe aus dem Süden in Fleisch und Blut übergegangen. Das „G'herrschelige", das Schmid an Mädeli so wohl gefallen hatte, verschaffte der Gesellschaft des „gmeinen" Volkes bitterste Enttäuschung. Man dachte an Rache und sollte bald genug Gelegenheit bekommen, sie zu üben. Vater Ueli war immer willkommen. Widimatt-Res und Nonnenloh-Kräuchi wurden durch ihre Saufbrüder über das Wesen auf der Reutenen unterrichtet. Sie hielten es für klüger, die Nase nicht zu weit über die Marksteine des Reutenenhofes zu strecken. An all dem hatte Schmid seine helle Freude. Unter Gottfrieds Leitung marschierte die Landwirtschaft nach wie vor famos, und im Hause regierte die Prachtsfrau von Mädeli, deren sich ein Schultheiss nicht hätte zu schämen brauchen.

Nun war es unterdessen Maien geworden... und das ist eine Angelegenheit, die das Geblüt der Menschenkinder nicht unbeteiligt lässt. Todmüde legte sich Mädeli, das am Morgen das erste, am Abend das letzte war, auf sein seltsames Kunstbettchen und konnte doch nicht schlafen. Es träumte mit offenen Augen immer wieder vom Herzgeliebten, von Hans Schwarz, dem schmucken Artilleristen, dem jungen Zimmermann vom Lindenholz. Bald genug sollte es ihn sehen und dann Tag für Tag wiedersehen, bis das Verhängnis seine Erfüllung gefunden hatte.

Eines Abends ertönte plötzlich die alte Feuerglocke. Das alte Ave Mariaglöckchen aus der katholischen Zeit wollte nicht mit den zwei neuen Glocken übereinstimmen, und so brauchte man es nur noch, um Zeichen des Alarmes zu geben. Es sollte am 5. März 1798 den Landsturm zu den Fahnen rufen. An diesem Maienabend gab es das Feuerzeichen. Im Zittishubel stand das grosse Bauernhaus in Flammen. Wie es sich später herausstellte, war es von einer Landstreicherin angezündet worden, die dann zur Strafe in der Residenzstadt hingerichtet wurde, und zwar mit dem alten Richtschwert, das heute noch neben der Amtsstub des Statthalters hängt. Zu retten gab es da nichts. Di Leute eilten mit ihren Feuereimern auf den Brandplatz Pfarrer Schmid liess sich vom „Grau" im Charabank auf di Brandstätte führen, um nach dem Löschen der nieder gestürzten „Ufrichti" die übliche „Abdankig" an das hel fende Volk zu halten. Brandmeister war der schöne, statt liche Hans Schwarz. Ihm wurde sofort auch der Auftrag für die nötigen Massnahmen zum Wiederaufbau erteilt. Die Gemeindebehörde gelangte mit einem von Pfarrer Schmid abgefassten Bittschreiben an M.G.H., die Obrigkeit in Bern, es möchte den Brandgeschädigten gestattet werden, freiwillige Steuern zum Wiederaufbau des Bauernhauses im Lande herum einzuziehen, wie das damals so Brauch war. Ramistal selbst führte ein eigenes Buch über dieses Steuerwesen. Es wurde in ihm eingetragen, was für Brandfälle in der Gemeinde und in der Nachbarschaft stattfanden, was andere Gemeinden für Brandgeschädigte in Ramistal leisteten und was aus ihm selbst nach auswärts ging. Es fehlte hier nicht an einer erstaunlich gründlichen Organisation. Das war auch nötig, denn es kamen recht seltsame Fälle vor. Als Abgeordnete von Ramistal nach Jagiswil kamen und in aller Bescheidenheit um christliche Hilfe für die so schwer geschädigte Familie im Zittishubel baten, gab man ihnen in dem reichen Dorf die Antwort, es liege Ramistal zu weit von ihrer Gemeinde weg und gab nichts. Vom Schangnau bis hinunter an die Solothurnergrenze liefen im übrigen die Beiträge in Geld, Holz oder Schauben zum Neueindecken des Hauses recht erfreulich ein. Nur einige Jahre später gingen in Jagiswil neun Firsten im Feuer auf. Ein Bauer wollte mit Sprengpulver sogenannte „Stöcke" sprengen. Dabei muss das Feuer in das Strohdach der bescheidenen Hütte gefahren sein, und das Unglück war geschehen. Die Jagiswiler erschienen in aller Demut und recht zerknirscht in Ramistal, dessen Tannen in den Hochwäldern der Hügelrücken weit herum berühmt waren. Der Pfarrer riet, den Jagiswilern feurige Kohlen aufs Haupt zu sammeln. Das geschah denn auch. Es wurden vier auserlesene Pferdezüge mit gleichfarbigen Gäulen zusammengestellt und eingeübt zum gemeinsamen Zug. So führten die Ramistaler 12 prächtige Tannen nach Jagiswil, dem geizigen Bauerndorf. Die Pferde trugen die schönsten Geschirre, die in der Gemeinde aufzutreiben waren. Jagiswil tat Busse in Sack und Asche und liess ein „Fuerigmahl" für die Ramistaler auftragen, das seinesgleichen suchte. So wurde der alte Span in vornehmer Weise beglichen.

Das Baumaterial kam zusammen. Vater Christian Schwarz, der an einer üblen Gicht litt, ging nicht mehr von zu Hause weg. Hans war in seiner Schule ein tüchtiger Baumeister geworden. Ihm wurde von der Familie Bärtschi im Zittishubel und von der Behörde alles übertragen, was für den Neubau anzukehren war. Jetzt begann Hans Schwarzens erstes Meisterwerk, das ihm Gelegenheit gab, ein anderes Werk einzuleiten, das einen gar traurigen Ausgang nehmen sollte.

Der Weg vom Lindenholz, dem Sitz der Schwarze, zum Zittishubel, führte an der Reutenen vorbei. Da kam es dann vor, dass der heimkehrende Jungmeister auf dem Weg zwischen dem Gutacker und dem herrlichen Buchenwald – einem der wenigen in Ramistal — der jungen Bäuerin begegnete. Das erste Mal gab's ein kurzes sich Grüssen. Fast verschämt schlugen beide die Augen nieder. Ein zweites Mal schauten diese sich ungescheut an und entdeckten, was beide längst wussten, dass sie durch unsichtbare Bande der Liebe miteinander verbunden waren. Ihre Augen wurden beim gegenseitigen Anblick voll samtener Weiche und unergründlicher Tiefe, aus der nur zu bald die wilde Leidenschaft flammend ausschlagen sollte. Es war stets zur späten Abendzeit, dass Hans Schwarz vom Zittishubel her seinem Heimet zupilgerte. Da erging sich unter dem Schatten der Buchen das schönste Weib in Ramistal. Hier hatte es zur Ruhe kommen wollen, um nun in die seligste Unruhe geschleudert zu werden. Abend für Abend konnte es hier den Geliebten sehen und mit ihm ein paar Worte wechseln. Da geschah es, dass Hans einmal die Hand Mädelis nicht losliess und unvermittelt sagte: „O, Mädeli, was bi n'i für ne Narr gsy, dass i's em Vater nid ha dörfe säge, wie gärn i di ha, u d'Sach ha la ihre Lauf näh! Du bisch nid glücklig, wie chönntisch au näbe däm Gritti zueche, es settigs liebligs Gschöpf, wie du bisch". Da erwachte in Mädeli plötzlich die Guidorzi; mit einer Hans ganz fremden Leidenschaft warf es sich ihm an den Hals: „Liebe, liebe Hans! Rych bi n'i jetz, aber arm, arm isch mi's Läbe. Keim Hund möcht i's gönne. Weisch, wo n'i liege? Uf eme Fuhlbettli, wo n'i mi chum cha chere. Er het mi nid dörfe arüehre. Es het mi gruuset!" Und nun lagen sich die beiden Liebenden in heisser Umschlingung in den Armen. Die Lippen wollten sich nicht mehr trennen lassen. Da... plötzlich ein Schritt auf diesem einsamen Weg, zu dieser Stunde! Pfarrer Schmid trat aus dem Buchenwald heraus, durch den ein schmales Weglein nach dem Tannenhüsli hinausführte, wo in der armen Hintersassenfamilie der Wüthrich ein armes Würmlein von Menschenkind das Licht der Welt erblickt hatte. Die Wehmutter traute dem Leben des Neugeborenen nicht. Es war das Vierzehnte, dem Mutter Wüthrich das Leben geschenkt hatte. Sie riet, den Pfarrer zur Jähtaufe kommen zu lassen. Nun kehrte er von der heiligen Handlung zurück, um ansehen zu müssen, wie Schwarz Hans und sein Mädeli sich vor Liebe auffressen wollten. Zu spät fuhren sie auseinander. Schmid kam auf sie zu: „Dass ich das noch erleben muss. Du, Mädeli, auf diesem Wege! Aber ich hätte es wissen können! Ja, ja, vergiftet ist die Natur des Menschen. Weh über euch, Weh über mir. Ich trage die Schuld, ich allein. Ich habe zugeraten, ich Narr." Tränenden Auges schritt Schmid an den jungen, tiefbeschämten Menschen vorbei. Sein Herz hatte den Todesstreich empfangen. Schwermut überfiel ihn, die langsam in Verblödung überging und Schmid in den Zustand kindischer Geistesart überführte. So kam der gute Pfarrherr von seiner Stelle und starb – wie wir vernommen haben — in seiner Vaterstadt in hohem Alter. Was sich weiter in Ramistal zutrug, konnte sein Geist glücklicherweise nicht mehr erfassen. Ein prächtiger Mensch wurde mit ihm zu Grabe getragen. Seinem Gelübde entsprechend lehrte er die Jugend noch nach dem alten Büchlein, das seiner Herkunft wegen „Heidelberger" heisst; aber wie viele Bürger seiner Vaterstadt huldigte er im tiefsten Herzen den neuen Lehren, die aus Frankreich und von Genf her kamen. Sie waren alle mehr oder weniger mit dem Namen Rousseaus verknüpft. Ein berühmter Name, ein grosser Mann, ein tiefer Denker, aber trotz seiner Vergötterung der Natur eben dieser fern in der Erkenntnis, wessen sie fähig ist.

Und nun wurde Ramistal von der Obrigkeit ein Leid angetan, das sich in der ganzen Kilchhöri und ganz besonders auch für die Reutenen überaus schlimm auswirkte.

Seit dem Verschwinden der alten Grafen auf dem Schloss lag die Kollatur der Kirche St. Margrethen zu Ramistal zur Hälfte beim Rat der Provinzstadt und zur Hälfte bei der Obrigkeit. Die Ramistaler konnten sich so zufrieden geben. Sie zählten eine lange Reihe würdiger Pfarrherren seit der eigentlichen Gründung der Pfrund. Jetzt aber zog die Obrigkeit die Kollatur und damit das Besetzungsrecht der Pfarrei Ramistal ganz an sich. Man hatte wohl in der Hauptstadt zu viel Burgersöhne auf Lager, die das Studium der Theologie hinter sich hatten. Es war doch heilige Pflicht, dafür zu sorgen, dass diese Söhne regimentsfähiger Burgerfamilien auf dem Lande irgendwie auf einer Pfrund unterkamen. Ob damit der Kirche gedient war oder nicht, war eine Frage von ganz untergeordneter Bedeutung. Und so schickte denn die Obrigkeit den Ramistalern den Pfarrer Beck. Es war ein Männlein von fast zwerghaftem Wuchs. Als Erzieher in den Patrizierfamilien mochte dieser Theologe noch angehen. Sein einziger Vorzug war eine schöne Handschrift, im übrigen war er einfältigen Geistes und undeutlicher Sprache. Auf der Kanzel musste man einen Schemel einbauen, damit der neue „Herr" über die Brüstung hinausschauen konnte. Schon die erste Predigt löste bei den Chorrichtern ein allgemeines Kopfschütteln aus. Bald trat man zusammen und beriet, was da zu geschehen habe. Vorerst abwarten, war die allgemeine Losung. Schlimmer wurde die Stimmung, als die Kinder aus der Unterweisung Müsterchen eines Aufklärungsunterrichtes in geschlechtlichen Dingen weitertrugen, die ein nur zu beredtes Zeugnis für die völlige Einfalt des Pfarrherrn waren. Abwegige Gedanken traute ihm wirklich niemand zu, wohl aber ein unerhörtes Danebengreifen, ein Misskennen der Wirklichkeit. Der arme Pfarrer stiess geradezu die Kinder auf unflätige Gedanken.

So erlebten denn die Ramistaler eine Verwilderung, eine Zunahme der allgemeinen Ausgelassenheit, wie man dies bisher in diesem ehrsamen Geschlecht nie erfahren hatte. Im Gottesdienst fanden auf der Empore wahre Schlachten der Jünglinge statt, die sich aus den Bänken drängen wollten. Von Anhören der Predigt keine Spur. Gyger-Ferdi erlebte höllisch fröhliche Stunden. Das passte ihm in den Kram. Das Chorgericht schritt ein. Einige Lümmel wurden vom Schultheissen der Provinzstadt schwer gebüsst. Man lachte nur und trieb es um so ärger. Im Winter kam es vor, dass faule Rüben nach der Kanzel geschleudert wurden. Beck muss fort! Das war die Losung aller Rechtdenkenden, die noch auf guter Sitte und adeligen Bräuchen hielten. Abgeordnete der Gemeinde sprachen in Bern vor; aber hier klagte man tauben Ohren. Beck stammte aus zu gutem Haus, war freilich leider eine Frucht der allgemeinen Zerfallserscheinungen der alten Geschlechter. Gewiss: Beck wird die Kanzel nicht mehr besteigen. Die Müsterchen seiner Predigten und Unterweisungsstunden waren den als Sachverständigen beigezogenen Herren des obersten Chorgerichtes denn doch zu bunt. Die Herren vom Adel erzählten sie unter wüstem Gelächter am Abend den Damen ihrer feinen Kreise. Beck blieb Pfarrer, aber auf die Kanzel stiegen nun blutjunge Vikare, von denen mancher wegen bitterem Hunger in Bern vorstellig wurde. Beck war zu allem ein übler Geizhals. Eine regelrechte Verlotterung der Kirchhöri Ramistal setzte ein. Selbst im Chorgericht wurde Allotria getrieben. Der alte, schöne Ernst war dahin.

Daran hatte unsere Gesellschaft um Widimatt-Res, Nonnenloh-Kräuchi, Schinter-Peter, Schnapsjoggi und wie sie alle hiessen, ihre helle Freude. Jetzt war der Teufel Burger zu Ramistal. In der Kirche zog während des Gottesdienstes ein Teil der verwilderten männlichen Jugend die Messer aus den Hosentaschen, um die Lehnen der Bänke mit den bekannten Zeichen ihrer tierischen Wünsche zu verunstalten, als wären es Bäume des Waldes, die sonst zu diesem üblen Spiel herhalten mussten.

(Fortsetzung folgt)